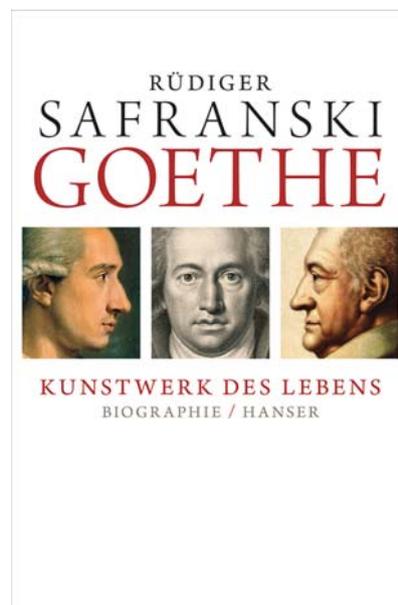


Leseprobe

**Rüdiger Safranski**  
***Goethe. Kunstwerk des Lebens. Biographie***

Carl Hanser Verlag, München 2013  
ISBN 978-3-446-23581-6

S. 15-18 & 318-325



## Vorbemerkung

Goethe ist ein Ereignis in der Geschichte des deutschen Geistes – Nietzsche meinte, ein folgenloses. Doch Goethe war nicht folgenlos. Zwar hat die deutsche Geschichte seinetwegen keinen günstigeren Verlauf genommen, aber in anderer Hinsicht ist er überaus folgenreich, und zwar als Beispiel für ein gelungenes Leben, das geistigen Reichtum, schöpferische Kraft und Lebensklugheit in sich vereint. Ein spannungsreiches Leben, dem einiges in die Wiege gelegt war, das aber auch um sich kämpfen mußte, bedroht von inneren und äußeren Gefahren und Anfechtungen. Was immer wieder fasziniert, ist die individuelle Gestalt dieses Lebens. Das ist keine Selbstverständlichkeit.

Heute sind die Zeiten nicht günstig für die Entstehung von Individualität. Die Vernetzung aller mit allen ist die große Stunde des Konformismus. Goethe war mit dem gesellschaftlichen und kulturellen Leben seiner Zeit aufs innigste verbunden, aber er verstand es, ein Einzelner zu bleiben. Er machte es sich zum Grundsatz, nur so viel Welt in sich aufzunehmen, wie er auch verarbeiten konnte. Worauf er nicht irgendwie produktiv antworten konnte, das ging ihn nichts an, mit anderen Worten: Er konnte auch wunderbar ignorieren. Selbstverständlich mußte auch er an vielem Anteil nehmen, das er sich lieber erspart hätte. Aber so weit es an ihm lag, wollte er den Umfang seines Lebenskreises selbst bestimmen.

Über den physiologischen Stoffwechsel wissen wir inzwischen einigermaßen Bescheid, was aber ein gelungener geistig-seelischer Stoffwechsel mit der Welt ist, das kann man am Beispiel Goethes lernen. Und auch, daß wir neben dem körperlichen auch ein geistig-seelisches Immunsystem benötigen. Man muß wissen, was man in sich hereinläßt und was nicht. Goethe wußte es, und das gehörte zu seiner Lebensklugheit.

Darum wirkt Goethe nicht nur mit seinen Werken, sondern auch mit seinem Leben anregend. Er war nicht nur ein großer Schriftsteller, sondern auch ein Meister des Lebens. Beides zusammen macht ihn für die Nachwelt unerschöpflich. Das ahnte er, auch wenn er in einem seiner letzten Briefe an Zelter schrieb, daß er ganz mit einer Epoche verwachsen sei, die nicht mehr wiederkehren werde. Dennoch, Goethe kann lebendiger und

gegenwärtiger sein als manche Lebenden, mit denen man sonst zu tun hat.

Jede Generation hat die Chance, im Spiegel Goethes auch sich selbst und die eigene Zeit besser zu verstehen. Dieses Buch ist ein solcher Versuch, indem es Leben und Werk eines Jahrhundertgenies beschreibt und zugleich, an seinem Beispiel, die Möglichkeiten und Grenzen einer Lebenskunst erkunden will.

Ein junger Mann aus gutem Hause in Frankfurt am Main, studiert in Leipzig und Straßburg, ohne rechten Abschluß, wird am Ende doch Jurist, ist andauernd verliebt, ein Schwarm junger Mädchen und reiferer Frauen. Mit dem »Götz von Berlichingen« wird er in Deutschland berühmt, nach Erscheinen der »Leiden des jungen Werther« redet das literarische Europa von ihm: Napoleon wird behaupten, er habe den Roman siebenmal gelesen. Besucher strömen nach Frankfurt, um dort den schönen, beredten und genialischen jungen Mann zu sehen und zu hören. Eine Generation vor Lord Byron fühlt er sich als Liebling der Götter, und wie jener pflegt auch er poetischen Umgang mit seinem Teufel. Noch in Frankfurt beginnt er mit der lebenslangen Arbeit am »Faust«, diesem kanonischen Drama der Neuzeit. Nach der Genie-Zeit in Frankfurt wird Goethe des literarischen Lebens überdrüssig, riskiert den radikalen Bruch und zieht 1775 ins kleine Herzogtum Sachsen-Weimar, wo er, als Freund des Herzogs, zum Minister aufsteigt. Er dilettiert in Naturforschungen, flüchtet nach Italien, lebt in wilder Ehe – und bei alledem schreibt er die unvergeßlichsten Liebesgedichte, tritt in edlen Wettstreit mit dem Freund und Schriftstellerkollegen Schiller, schreibt Romane, macht Politik, pflegt Umgang mit den Großen aus Kunst und Wissenschaft. Bereits zu Lebzeiten wird Goethe eine Art Institution. Er wird sich selbst historisch, schreibt die – nach Augustins »Confessiones« und Jean-Jacques Rousseaus »Confessions« – für das alte Europa wohl bedeutendste Autobiographie, »Dichtung und Wahrheit«. Doch so steif und würdevoll er sich auch bisweilen gibt, so zeigt er sich in seinem Alterswerk auch als kühner und sardonischer Mephisto, der alle Konventionen sprengt.

Dabei blieb ihm stets bewußt, daß die literarischen Werke das eine sind, ein anderes das Leben selbst. Auch ihm wollte er den Charakter eines Werkes geben. Was ist das – ein Werk? Es ragt aus den Zeitläuften heraus, mit

Anfang und Ende, und dazwischen eine festumrissene Gestalt. Eine Insel der Bedeutsamkeit im Meer des Zufälligen und Gestaltlosen, das Goethe mit Schrecken erfüllte. Für ihn mußte alles eine Gestalt haben. Entweder er entdeckte sie, oder er schuf sie, im alltäglichen menschlichen Verkehr, in den Freundschaften, in Briefen und Gesprächen. Er war ein Mensch der Rituale, Symbole und Allegorien, ein Freund von Andeutung und Anspielung – und doch wollte er immer auch zu einem Ergebnis, einer Gestalt, eben zu einem Werk kommen. Das galt besonders bei den Dienstpflichten. Die Straßen sollten besser werden, die Bauern sollten von Lasten befreit, arme und tüchtige Leute sollten in Lohn und Brot gesetzt werden, der Bergbau sollte Erträge abwerfen, und auf dem Theater sollte das Publikum möglichst an jedem Abend etwas zu lachen oder zu weinen haben.

Auf der einen Seite die Werke, in denen das Leben Gestalt gewinnt, auf der anderen Seite die Aufmerksamkeit. Sie ist das schönste Kompliment, das man dem Leben machen kann, dem eigenen und dem der anderen. Auch die Natur verdient es, liebevoll wahrgenommen zu werden. Goethe erforschte die Natur, indem er sie aufmerksam beobachtete. Er war überzeugt, man müsse nur genau genug hinschauen, das Wichtige und Wahre werde sich allemal zeigen. Nichts anderes, keine Geheimnistuerei. Er pflegte eine Wissenschaft, bei der einem Hören und Sehen nicht vergeht. Das meiste, was er entdeckte, gefiel ihm. Es gefiel ihm auch, was ihm gelang. Und wenn es den anderen nicht gefiel, so war es ihm am Ende auch egal. Ihm war die Lebenszeit zu wertvoll, um sie mit Kritikern zu vergeuden. *Widersacher kommen nicht in Betracht*, sagte er einmal.

Goethe war ein Sammler, nicht nur von Gegenständen, sondern von Eindrücken. So war es bei den persönlichen Begegnungen. Er fragte sich stets, ob und worin sie ihn *gefördert* hätten, wie sein Lieblingsausdruck dafür lautete. Goethe liebte das Lebendige und wollte so viel wie möglich davon festhalten und in irgendeine Form bringen. Ein Augenblick, in eine Form gebracht, ist gerettet. Ein halbes Jahr vor seinem Tode klettert er noch einmal auf den Kichelhahn, um jenes Gekritzeln von einst an der Innenwand der Jägerhütte zu lesen: *Über allen Gipfeln ist Ruh.*

Es gibt keinen Autor der neueren Zeit, bei dem die biographischen Quellen so reichlich fließen, aber auch keinen, der von so vielen Meinungen, Mutmaßungen und Interpretationen zugedeckt wird. Dieses Buch nähert sich diesem vielleicht letzten Universalgenie ausschließlich aus den primä-

ren Quellen – Werke, Briefe, Tagebücher, Gespräche, Aufzeichnungen von Zeitgenossen. So wird Goethe lebendig und er tritt auf, wie zum ersten Mal.

Mit Goethe rückt uns auch seine Zeit nahe. Es sind mehrere historische Zäsuren und Umbrüche, die dieser Mensch durchlebte, der noch im verspielten Rokoko und in einer steifen und altertümlichen Stadtkultur aufwuchs, den die Französische Revolution mit ihren geistigen Folgen umtrieb und herausforderte; der die Neuordnung Europas unter Napoleon erlebte, den Sturz des Kaisers und die Restauration, die doch nicht die Zeit aufhalten konnte; der den Einbruch der Moderne so empfindlich und nachdenklich wie kaum ein anderer registrierte und dessen Lebensspanne auch noch die Nüchternheit und Beschleunigung des Eisenbahnzeitalters und seiner frühsozialistischen Träume umgreift – ein Mensch, mit dessen Namen man später die ganze Epoche dieser ungeheuren Umbrüche bezeichnet hat: die Goethezeit.

tete, ihm könnte darüber der Genuß des italienischen Paradieses entgehen. Denn Italien war ein Paradies für ihn, nicht als er dort war, aber als er nach dorthin aufbrach und von dort wieder zurückkehrte. In Italien war der Vater glücklich gewesen und hatte ihm manches erzählt und einiges an Bildern und sonstigen Erinnerungsstücken mitgebracht. So hatte er sich denn entschlossen, schrieb er dem Herzog, *einen langen einsamen Weg zu machen und die Gegenstände zu suchen, nach denen mich ein unwiderstehliches Bedürfnis hinzog. Ja die letzten Jahre wurd es eine Art von Krankheit, von der mich nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte. Jetzt darf ich es gestehen Zuletzt durfte ich kein Lateinisch Buch mehr ansehen, keine Zeichnung einer italienischen Gegend. Die Begierde dieses Land zu sehn war überreif.*

Auf der einen Seite der Wille, den Poeten und Künstler in sich wieder zu wecken, einige Werke zum Abschluß zu bringen, um frei für Neues zu werden, auf der anderen Seite das Sehnsuchtsland Italien – das waren die beiden Hauptmotive seiner Reise. Dazu kam das Verlangen nach einstweiligem Abstand von den Amtsgeschäften und – von Charlotte. Im ersten Brief aus Italien schreibt er ihr: *diese Entfernung wird dir mehr geben als oft meine Gegenwart.*

Wann genau Goethe das Reiseziel Italien ins Auge gefaßt hatte, ist ungewiß. Am 12. Juli 1786, als er an Jacobi nach England schrieb, scheint er aber schon entschlossen gewesen zu sein: *wenn du wiederkommst werde ich nach einer andern Weltseite geruckt sein.* Heimlich trifft er seine Vorbereitungen, nur sein Sekretär und Vertrauter Philipp Seidel ist eingeweiht, nur er kennt den Namen, unter dem Goethe zu reisen beabsichtigt: Johann Philipp Möller. Unter diesem Namen wird er auch die Geldsendungen, die er sich nachschicken läßt, in Empfang nehmen. Warum die Geheimhaltung zuvor, warum das Inkognito?

Es war riskant, abzufahren ohne vom Herzog einen längeren Urlaub erbeten zu haben, denn mit einer Abwesenheit von einigen Monaten rechnete er, ohne zu ahnen, daß sogar fast zwei Jahre daraus würden. Er wollte den Herzog nicht zuvor um Urlaub bitten, denn dann hätte er die Reise zur Disposition stellen und seine Entscheidung von der des Herzogs abhängig machen müssen. Das aber wollte er nicht. Er wollte alleine und für sich entscheiden. Es soll-

ten Tatsachen geschaffen werden. Das Risiko, daß der Herzog mit Unwillen reagieren und ihn vielleicht sogar zurückrufen könnte, mußte er eingehen. Indem er in den Briefen von unterwegs keine Ortsangaben machte, sollte vermieden werden, daß ihn ein solcher Rückruf überhaupt erreichen konnte, ehe er in Rom war. Dort erst fühlte er sich in Sicherheit, denn er wäre dann weit genug weg. So dachte er, so plante er und so führte er es aus.

Das Risiko war aber nicht nur der Rückruf. Der Herzog hätte ihm auch sein Vertrauen aufkündigen und ihn entlassen können. Es gibt in den Briefen an Freunde und Bekannte, auch aus späterer Zeit, keinen Anhaltspunkt dafür, daß Goethe diese Möglichkeit mit ihren katastrophalen, vor allem finanziellen Folgen ernsthaft ins Auge gefaßt hatte. Nur einmal wird sie dem Herzog gegenüber als mögliche Unmöglichkeit angedeutet: *Versagen Sie mir ein Zeugnis Ihres Andenkens und Ihrer Liebe nicht. Einsam in die Welt hinausgestoßen wäre ich schlimmer dran als ein Anfänger*, schrieb er ein Vierteljahr nach seiner Abreise, beunruhigt über das Schweigen des Herzogs. Sonst aber scheint Goethe sich bei ihm der Gefühle von Zutrauen, Wertschätzung und Anhänglichkeit ziemlich sicher gewesen zu sein. Doch eben nicht sicher genug, um auf den fast unterwürfigen Ton in den ersten Briefen aus Italien verzichten zu können. Man spürt den Wunsch, eine Unbotmäßigkeit vergessen zu machen.

Goethes Geheimhaltung seiner Reisepläne hatte also eine präzise Funktion. Er wollte die Entscheidung für Italien eben unabhängig vom Herzog treffen. Doch zur rationalen kam noch eine irrationale Geheimhaltung. So war es schon gewesen bei der Harzreise im Winter 1777. Auch damals verriet er keinem den bereits länger gehegten Plan. Auch damals entsprach der äußeren Geheimhaltung eine innere Mystifikation, denn mit der Besteigung des Brocken sollte eine Art Gottesurteil in Bezug auf die Entscheidung für Weimar herbeigeführt werden. Die Geheimhaltung schützt den Zauberkreis höherer Bedeutsamkeit. So auch bei der Reise nach Italien. Von Rom erhoffte sich Goethe eine Gesundung an Leib und Seele. Deshalb wachte er abergläubisch darüber, daß ihm die Wunderkraft des Ortes nicht durch vorzeitiges Bereden zerstört werde. Angekommen in Rom, schreibt er dem Herzog: *Endlich kann ich den Mund aufstun und*

*Sie mit Freuden begrüßen, verzeihen Sie das Geheimnis und die gleichsam unterirdische Reise hierher. Kaum wagte ich mir selbst zu sagen wohin ich ging.*

Bis zur Ankunft in Rom machte er sich faktisch vom Herzog unabhängig; danach legt er sein Schicksal wieder ausdrücklich in dessen Hände: *Die Dauer meines gegenwärtigen Aufenthalts*, schreibt er in seinem ersten Brief aus Rom, *wird von Ihren Winken (...) abhängen*. In immer neuen Wendungen betont er, er werde als ein Gewandelter zurückkommen; der Herzog möge ihm seine *Liebe erhalten, damit ich zurückkehrend eines neuen Lebens, das ich in der Fremde erst schätzen lerne, mit Ihnen genießen möge*.

Natürlich war der Herzog irritiert über Goethes Heimlichtuerei, doch auf die Dauer hat er sie ihm nicht verübelt. Es wird tatsächlich, so wie es Goethe sich gewünscht hat, das Verhältnis zwischen den beiden auf eine neue Grundlage gestellt. Charlotte aber wird ihm die Flucht nach Italien und den damit verbundenen Vertrauensbruch nicht verzeihen. In ihrer ersten Reaktion wird sie ihre Briefe von ihm zurückfordern.

Zum praktischen Sinn der Geheimhaltung gehörte das sorgfältig gewährte Inkognito. Wenn er nicht unter seinem Namen reiste, konnte er auch nicht unter seinem Namen zurückgerufen werden. Aber wie bei der Geheimhaltung überhaupt hat das Inkognito für Goethe ebenfalls eine tiefere Bedeutung. In Sesenheim beim ersten Besuch im Hause Friederike Brions hatte sich Goethe verkleidet und war unter anderem Namen aufgetreten. Ebenso bei der Harzreise im Winter. Damals schrieb er an Charlotte: *Mir ist's eine sonderbare Empfindung, unbekannt in der Welt herumzuziehen, es ist mir als wenn ich mein Verhältnis zu den Menschen und den Sachen weit wahrer fühlte*.

Goethe wählte für seine Verkleidungsspiele und Inkognito-Auftritte in der Regel sozial niedriger stehende Rollen. Er erhoffte sich davon einen Wahrheitsgewinn. Nicht nur die anderen, so kam es ihm vor, begegneten ihm dann offener, auch er selbst öffnete sich und entdeckte bei sich selbst neue Seiten, die sonst nicht ausgelebt wurden. In der Selbstverkleinerung (dem äußeren Rang nach) fand er eine überraschende Selbststeigerung. Später wird er in einem Brief an Schiller diese umwegige Selbstdarstellung seinen *Tic* nen-

nen, durch den ich meine Existenz, meine Handlungen, meine Schriften den Menschen aus den Augen zu rücken behaglich finde. So werde ich immer gerne inkognito reisen, das geringere Kleid vor dem bessern wählen, und, in der Unterredung mit Fremden oder Halbbekannten, den unbedeutenden Gegenstand, oder doch den weniger bedeutenden Ausdruck vorziehen, mich leichtsinniger betragen als ich bin und mich so, ich möchte sagen, zwischen mich selbst und zwischen meine eigne Erscheinung stellen.

Nach Italien reiste er also als der Maler Johann Philipp Möller. Der geadelte »Wirkliche Geheime Rat« machte sich um fast zehn Jahre jünger und tauchte in das sozial deutlich tieferstehende Künstlervolk in Rom ab, wo er sich dann aber wie in dem ihm angemessenen Element bewegte.

Zurück zur Abreise. Es war alles gut vorbereitet. Auch die amtlichen Verantwortlichkeiten hatte er behutsam umgruppiert. So wirkungsvoll und unmerklich war das von ihm organisiert worden, daß er dem Herzog schreiben konnte: *Im Allgemeinen bin ich in diesem Augenblicke gewiß entbehrlich, und was die besondern Geschäfte betrifft die mir aufgetragen sind, diese hab ich so gestellt, daß sie eine Zeitlang bequem ohne mich fortgehen können; ja ich dürfte sterben und es würde keinen Ruck tun.*

Ende Juli 1786 reist Goethe, wie schon im Jahr zuvor, zur Badekur nach Karlsbad. Er weiß, daß er von dort nach Italien aufbrechen wird, und hat sich deshalb schon in Weimar auf die große Reise vorzubereiten gehabt. In Karlsbad kuren die Herders, und auch der Herzog und Charlotte treffen dort ein. Es sind vergnügte, unbeschwerte Wochen in Karlsbad, so scheint es allen, die Goethe damals trafen. Morgens Wasserkuren, tagsüber Wanderungen, abends Geselligkeiten. Goethe liest aus dem »Faust« vor. Es kommt zu ausführlichen Gesprächen mit dem Herzog, dem er überraschend für sich und ihn an einem Abend, so als müsse er bei ihm ein Vermächtnis deponieren, eine Art Rechenschaft über sein Leben ablegt. Aber über das unmittelbare Vorhaben schweigt er.

Am 3. September 1786 um 3 Uhr in der Frühe reist er ab. Die Gesellschaft, in der er bis zum Vortag noch verkehrte, fühlt sich düpiert. Die Stiftsdame Amelie von Asseburg schreibt an den Herzog: »Der Hr. Geheime Rat von Goethe ist ein deserteur den ich gern nach

aller Strenge des Krieges Rechts behandeln möchte. Er hat sich saisiert (die Gelegenheit ergriffen) ohne von uns Abschied zu nehmen, ohne im geringsten seinen Entschluß vermuten zu lassen. Das war wirklich recht häßlich! Bald möchte ich sagen à la française. Nein! wir Preußen überlisten unsre Feinde, nie aber benutzen wir List gegen unsre Freunde.«

## Achtzehntes Kapitel

Die Italienreise. Inkognito und ohne Adresse. Erste Lockerungen.

Palladio. »Ich studiere mehr als daß ich genieße«. Rom.

Iphigenie beendet. Unter Künstlern. Moritz. Neapel und Sizilien.

Der Zauber der Phäaken. Zweiter Romaufenthalt. Egmont beendet.

Faustina. Abschied von Rom.

Den ersten Streckenabschnitt über Regensburg, München, Innsbruck, Bozen bis Trient trieb Goethe den Kutscher zur Eile an. Es wurden weniger Zwischenstationen gemacht als üblich. Im »Tagebuch der italienischen Reise für Frau von Stein 1786« notiert er: *Was laß ich nicht alles liegen? um den Einen Gedanken auszuführen, der fast schon zu alt in meiner Seele geworden ist.* Der eine Gedanke ist die endliche Ankunft in Rom! Und doch nahm er sich, seinem Vorsatz entsprechend, Zeit für das Sammeln von Versteinerungen. Es wird auch botanisirt. Charlotte, die auf eine Erklärung der heimlichen Abreise wartet, muß sich mit recht langweiligen Beschreibungen des Klimas, der Steine und der Vegetation begnügen. Nur weil *der Trieb und die Unruhe* nach Rom drängt, hält er sich damit nicht gar zu lange auf.

Getrieben ist Goethe nicht nur von dem Verlangen, endlich einmal nach Rom zu kommen und dort die Träume seiner Jugend ins Leben treten zu lassen. Getrieben ist er auch von anderen Absichten. Es ist überhaupt alles sehr absichtsvoll, was er bei dieser Reise unternimmt. Die Briefe von unterwegs bekräftigen dies, der Mutter gegenüber: *Ich werde als ein neuer Mensch zurückkommen*, den Freunden in Weimar: *Denn es geht (...) ein neues Leben an* oder gegenüber Herder: *Man muß so zu sagen wiedergeboren werden.*

Doch kann man sich so etwas vornehmen? Wiedergeburt als Arbeitspensum? Und wie möchte er sein? Genau weiß er es natürlich nicht. Einiges aber deutet er an, zum Beispiel in einem Brief an Herder, eine Woche nach der Ankunft in Rom: *Was ich aber sagen kann und was mich am tiefsten freut ist die Wirkung, die ich schon in meiner Seele*

*fühle: es ist eine innre Solidität mit der der Geist gleichsam gestempelt wird; Ernst ohne Trockenheit und ein gesetztes Wesen mit Freude.*

Ernst und ein *gesetztes Wesen* – solches hatte sich der Geheimrat in den letzten Jahren nun wirklich zugelegt. In dieser Hinsicht braucht er sich nicht zu ändern, doch es soll ein *Ernst ohne Trockenheit* sein; die Steifheit, über die manche klagten, soll sich unter der südlichen Sonne lösen, und das *gesetzte Wesen* soll mit Freudigkeit verbunden werden. Er möchte sich hingeben, ohne sich dabei etwas zu vergeben. Ein gelockertes Wesen, das sich seines Mittelpunktes gewiß ist. Das nennt er das Gefühl der *inneren Solidität*. Damit kann man sich ohne Scheu einer Volksmenge und ihrem pittoresken Leben überlassen. *In meiner Figur, zu der ich noch leinene Unterstrümpfe zu tragen pflege, (wodurch ich gleich einige Stufen niedriger rücke) Stell ich mich auf den Markt unter sie, rede über jeden Anlaß, frage sie, sehe wie sie sich unter einander gebärden, und kann ihre Natürlichkeit, freien Mut, gute Art p nicht genug loben.*

Nach einem solchen Bad in der Menge, kommt ihm zu Bewußtsein, was ihm in Weimar fehlt: *Ich kann dir nicht sagen was ich schon die kurze Zeit an Menschlichkeit gewonnen habe. Wie ich aber auch fühle was wir in den kleinen Souverainen Staaten für elende einsame Menschen sein müssen weil man, und besonders in meiner Lage, fast mit niemand reden darf, der nicht was wollte und möchte.*

Manchmal überläßt sich Goethe spontan einer Situation, folgt einer Verlockung auf Nebenwege und Abwege. Er muß sich erst wieder an solche Freiheiten gewöhnen, denn er setzt, stärker als früher, auf Planmäßigkeit. Er hat sich mit Reise- und Kunstführern ausgerüstet, und die wollen abgearbeitet werden. Vor allem ist da der für das gebildete Publikum von damals unvermeidliche Johann Jakob Volkmann zu nennen. Später wird er Charlotte schulmeisterlich anweisen, die Reiseroute im Volkmann gefälligst nachzulesen, und er selbst verordnet sich ein penibel ausgearbeitetes Besichtigungsprogramm. Doch er möchte auch nicht für einen dieser herumreisenden Engländer gehalten werden. In Verona kauft er sich Kleidung, wie man sie hier trägt und freut sich, daß er seine italienischen Sprachkenntnisse anwenden kann, die er in Weimar zuvor heimlich aufgefrischt hatte. Er mischt sich unters Volk, *ich rede mit den Leuten die*

*mir begegnen, als wenn wir uns lange kennen. Es ist mir eine rechte Lust. Das bunte Leben auf Plätzen und Straßen gefällt ihm: Auch was hin und her wandelt erinnert einen an die liebsten Bilder. Die aufgewundenen Zöpfe der Weiber, die bloße Brust und leichten Jacken der Männer, die trefflichen Ochsen die sie vom Markte nach Hause treiben, die beladenen Eselchen (...) Und nun wenn es Abend wird und bei der milden Luft wenige Wölken an den Bergen ruhn.*

Im Kontrast dazu erscheint ihm die Gegend, aus der er kommt, kalt und düster, und er selbst kommt sich vor wie ein *nordischer Bär*. Bei anderer Gelegenheit schreibt er: *doch was Tag sei wissen wir Cimmerier kaum. In ewigem Nebel und Trübe ist es uns einerlei ob es Tag oder Nacht ist, denn wie viel Zeit können wir uns unter freiem Himmel wahrhaft ergehen und ergötzen?* Die Vorstellung vom Schmuttelwetter, das ihn zu Hause bei den Nordgermanen erwartet, wird ihn während der ganzen Italienreise begleiten.

Das Volksleben hat es ihm angetan. Es gibt eindringliche Beschreibungen davon schon bei den ersten Reisestationen. Sie sind prägnanter und einfallsreicher als manche seiner langatmigen Beschreibungen von Bildwerken und Skulpturen. Über das antike Amphitheater in Verona zum Beispiel schreibt er: *Wenn man (...) oben auf dem Rande steht ist es ein sonderbarer Eindruck, etwas Großes und doch eigentlich nichts zu sehn. Auch will es leer nicht gesehn sein, sondern ganz voll Menschen (...)* Denn eigentlich ist so ein Amphitheater recht gemacht dem Volk mit sich selbst zu imponieren, das Volk mit sich selbst zum besten zu haben. (...) Da es sonst nur gewohnt ist sich durch einander laufen zu sehn, sich in einem Gewühl ohne Ordnung und ohne sonderliche Zucht zu sehn, sieht das vielköpfige, vielsinnige, schwankende, schwebende Tier sich zu Einem Ganzen vereinigt (...) und zu einer Form gleichsam von Einem Geiste belebt.

In Vicenza blieb er einige Tage. Es waren vor allem die Bauten Andrea Palladios, die ihn hier so lange festhielten. *Ich gehe nur immer herum und herum und sehe und übe mein Aug,* schreibt er. Das von Palladio errichtete alte Rathaus und das olympische Theater mit der freien Verwendung antiker architektonischer Elemente ist für ihn ein grandioses Beispiel für schöpferische Weiterentwicklung einer ehrfurchtgebietenden Tradition. Die Seele wird heraufgestimmt,